

Im nächsten Kapitel zu künstlerischen Therapien in schulischen Einrichtungen werden Beiträge zur Förderung über integrierte kunsttherapeutische Angebote an Schulen über quantitativ und qualitativ ausgewertete Projektberichte von Ruth Hampe und Teammitglieder wie Anja Beier, Solveig Majer und Thorsten Weber vorgestellt. Weiterhin nimmt Karin Lorenz auf kunsttherapeutische Projektarbeiten an der Primarschule Bezug, und Britta Meinke stellt kunsttherapeutische Projekte an einer Förderschule vor. Weiterhin werden von Regina Sommer eine Märchen- und Erzählprojekte unter wissenschaftlicher Begleitung der Universität zu Köln und von Lony Schiltz eine Projektarbeit zur rezeptiven Musiktherapie an Schulen mit den entsprechenden quantitativen Auswertungsergebnissen erläutert. Aber auch die Bedeutung einer erfahrungsorientierten Weiterbildung von betroffenen Bezugspersonen wie Lehrer werden von Annette Neyenhuis zum Erleben von schöpferischen Prozessen als auch Renate Oepen zur Förderung von Lehrergesundheit anschaulich dargestellt.

In einem weiteren Kapitel werden künstlerische Therapien in kulturellen Bildungseinrichtungen thematisiert. Es geht insbesondere um Inklusion und Teilhabe in öffentlichen Institutionen wie dem Museum. Der Beitrag von Ruth Hampe, Henriette Schwarz und Monika Wigger ist auf eine museumspädagogische Praxis mit dementiellen Senioren und die Anwendung der TimeSlips-Methode bezogen. Maren Heun berichtet als Leiterin der museumspädagogischen Abteilung in Freiburg über den Weg von Exklusion zur Inklusion an Museen, während Jochen Schmauck-Langer eine teilhabeorientierte Vermittlung an Museum als Erfahrungsbericht anschaulich belegt. Hier werden neue innovative Ansätze der Kunsttherapie vorgestellt.

Im Ganzen handelt es sich um einen vielschichtig angelegten Themenband, der durch die Einbindung von schwarz-weißen Abbildungen sowie von wissenschaftlichen Auswertungstabellen in den Texten, aber auch von farbigen Abbildungen im Anhang zu ausgewählten Bildbeispielen einen aktuellen Überblick über bestehende theoretische Kontexte und praktische Umsetzungsformen bietet. Das Buch imponiert durch fundierte kunsttherapeutisch-wissenschaftliche Konzepte.

Für Auszubildende, Praktiker und Lehrende werden damit wichtige Neuansätze zur Bedeutung von künstlerischen Therapien in Kultur- und Bildungskontexten vermittelt. Im Hinblick darauf ist der Themenband – auch aufgrund anschaulicher Bildbeispiele – besonders zu empfehlen.

Georg Franzen, Celle

Eckart Altenmüller
Vom Neandertal in die Harmonie. Warum der Mensch ohne Musik nicht leben kann
2018, 511 Seiten
Preis: 24,99 €
ISBN 978-3-8274-1681-0
Berlin: Springer

Musik umspannt Raum und Zeit. Sergej Prokofjew nennt sie zwei Schwestern, die eine infrarot, die andere ultraviolett. Nicht selten erscheinen beide verrückt und doch auch immer wieder berückend. Wie gut tut es, ganz im Gegensatz zu Adornos Typen des guten Zuhörers, mitunter den präfrontalen Cortex auszuschalten, sich mitreißen und betören zu lassen oder sich musikgesteuert träumerisch jenem Zustand des *default mode networks* hinzugeben, in dem das Gehirn hoch aktiv sich selbst überlassen ist und man danach entspannt und erholt seinen Geschäften nachgehen kann. Dass dieser Ruhezustand steigerungsfähig ist, weiß jeder, der sich ihm unter Musikeinfluss mit tiefem Erleben des jeweils spezifischen Flow aussetzt. Odysseus und die Sirenen, Hanno in den Buddenbrooks u.v.a. lassen grüßen. Aber keineswegs nicht nur. Die dem dionysischen Pol entgegengesetzte, ohne ihn aber funktionslose apollinische Seite öffnet die Augen, worüber seit Jahrhunderten viel geschrieben ist.

Wer könnte die Verwandtschaft und spezielle Eigenständigkeit musikalischer Facetten und ihr Wirkungspotential auf die „Symphonie“ (Damasio, 2010) des seine innere Musik repräsentierenden Menschen heute besser erklären als Eckart Altenmüller, ausübender Musikhochschulabsolvent mit Konzertreifeprüfung und Neurologe, Direktor des Instituts für Musikphysiologie und Musiker-Medizin der Hochschule für Musik Hannover. Sein Buch übertrifft alle Erwartungen.

Das Buch ist in fünf gewichtige Kapitel gegliedert: 1. Vom Wesen der Musik, 2. Musik hören – Musik entsteht im Kopf, 3. Musik machen, 4. Musik fühlen, 5. Mit Musik heilen.

Altenmüller blättert die Situation der Musik bei den Neandertalern bis heute auf. Erst einmal klärt er die verschiedenen Auffassungen von Musik. Seine eigene umfassende Musikdefinition auf S. 9 und S. 73 variiert auf S. 483.

Wer den Technikdrill an der Musikhochschule erfahren musste, stimmt seiner Forderung nur allzu gern zu: „Geboten ist die Hinwendung zum eigentlichen Inhalt der Musik, zur Vermittlung von Emotionen“ (S. 334). Inhaltsschwer ist dementsprechend das Kapitel 4, „Musik fühlen“, auch wenn der Autor im Glossar auf eine andere Liste von Emotionen (S. 472) als in seiner zitierten Stelle (S. 356) und Untersuchung (S. 447) verweist. Wenn man irgendwelche Leute bittet, spontan Gefühle zu nennen, bekommt man, wie seit Jahrzehnten

überprüft und jederzeit nachprüfbar, an erster Stelle meist die zitierten vier „Grundgefühle“ (Gutjahr, Machleidt & Mügge, A., 2011) zu hören. Altenmüller unterscheidet jedoch „die lebensnotwendigen Grundgefühle oder Basisemotionen von den ästhetischen Emotionen, wie sie das Hören einer schönen Musik auslöst“ (S. 394) und weist dazu auf die unterschiedlichen Facetten von „Musik als emotionaler Kommunikation“ hin.

Sehr interessant seine Erkenntnisse zu „Musik ist Schall“, „ist Klang“, „ist Gedächtniskunst“, „ist Konstruktion“, „als Trost für die Seele“, „gegen das Vergessen“, „erhöht die emotionalen Kompetenzen“.

Zahlreiche Fragen werden gründlich diskutiert und überzeugend gelöst, z.B. „Machen Tiere Musik?“, „Mögen Tiere Musik?“, „Musik als Ursprache?“, „Musizieren als Hochleistungssport?“, „Was bedeutet Üben für das Gehirn?“, „Welche Musiker erkranken?“, „Macht Musik klüger?“ Gespannt darf man auf Altenmüllers Ergebnisse zu seinem neuen Projekt der Sonifikation beim Musizieren sein (S. 425); zur Sonifikation im Sport hat der Sportwissenschaftler seit 1995 etliche überzeugende Studien publiziert.¹

Die Fülle kompliziertester neuroanatomischer Sachverhalte ist anhand von anschaulichen Grafiken derart gut erklärt, dass sie auch für einen Laien nachvollziehbar werden. Das Wissen, was beim Umgang mit Musik im Wunderwerk des Menschen geschieht, muss unweigerlich zu tiefer Demut und umso größerem Bemühen anregen, beim Singen, Musizieren und Musikhören sich des „Handwunders“ (S. 217 ff.), „Gehirnwunders“ (S. 270 ff.), „Wunders von Helsinki“ u.a. immer mal wieder bewusst zu werden und im musikalischen Tun allein und mit anderen Musik als Komposition oder Improvisation so zu gestalten, dass ihr musikpsychologischer Gehalt gleichermaßen wie ihre musikpsychologische Funktionalisierbarkeit erlebbar werden. „Hören formt das Gehirn“, lautet dementsprechend eine Überschrift, „die Diktatur des Ohres“ eine andere. Mit „Apollos Fluch“ muss jeder Künstler rechnen.

Die vielen Anekdoten machen das Buch zu einem köstlichen Lesevergnügen. Besonders sympathisch auch die Erfahrungsberichte aus dem Leben des Autors. Man spürt förmlich die Heiterkeit dieses Musikers und seinen Humor.

So schwierig die Fragen nach dem Woher der Musik, nach dem Wie der Musikwahrnehmung und nach den Gründen, warum wir Musik haben, auch sein mögen; Altenmüller hat sie umfassend beantwortet. Dieses Buch, das „Die Kunst des Musizierens: Von den physiologischen und psychologischen Grundlagen zur Praxis“ (2013) ergänzt und gar noch übertrifft,

ist somit fraglos ein Muss für jeden Musikausübenden, insbesondere für Musikpädagogen und -therapeuten.

„Musik ist für uns Menschen sehr wichtig. Sie kann unser Leben ungeheuer bereichern, sie kann in schweren Stunden Trost sein, sie kann uns das Gefühl der Gemeinschaft geben und Einsamkeit vertreiben und sie kann uns emotionale Räume eröffnen, die wir mit Worten nicht beschreiben können“ (S. 459).

So ungeheuer wertvoll die neurologisch fundierten Argumente zum Untertitel des Buchs „Warum der Mensch ohne Musik nicht leben kann“ – vielsagend ohne Fragezeichen – auch sind, so könnte der dicke Wälzer doch manche Praktiker, die ohne die momentan dominierenden maschinengenerierten neuronalen Befunde auszukommen versuchen, abschrecken, zumal es nahezu unmöglich erscheint, bei bereits 2012 jährlich 40.000 Veröffentlichungen zur Hirnforschung² die Flut der durch die Möglichkeiten von EEG und MEG, der Computertomographie in Form von PET, fMRI, TMS und Multiphotonen-, konfokalen Mikroskopie und Optogenetik usw. zur Kenntnis zu nehmen. Der Laie hat keinen Zugang zu einem fünf Tonnen wiegenden, bereits 2013 drei Millionen Euro teuren Kernspintomographen³. Wie laut Husserls Scheinwerfertheorie nahelegt, lässt sich die naturwissenschaftlich überprüfbare komplexe Realität nicht erfassen, was selbst der Savant nur punktuell vermag und dadurch handlungsunfähig ist. Der Gesunde orientiert sich an einer mehr oder weniger von ihm gestalteten und ihm angemessenen pluralistisch-erfahrungsbezogenen Wirklichkeit, die die Hirnforschung nicht erklären kann. Entsprechend beruhigt der konzertierende Musiker Eckart Altenmüller (S. 159):

„Eine technische Herausforderung für das Verständnis der hirnpfysiologischen Vorgänge bleibt deren Komplexität. Schon ein einziges Neuron ist ein Kleincomputer, das bis zu 50.000 eingehende Impulse von anderen Nervenzellen verarbeitet. Bereits auf dieser Ebene stehen die Wissenschaftler vor einer schier unlösbaren Aufgabe, denn bislang ist es nicht einmal in Ansätzen gelungen, diese 50.000 Eingänge in einem Neuron darzustellen, geschweige denn, bei der Arbeit zu beobachten. Der elegante Hilfsgriff, durch künstliche Netzwerke Berechnungen darüber anzustellen, wie sich derartige Neurone verhalten, erlaubt nur ganz bedingt Rückschlüsse auf die bunte Vielfalt der Wirklichkeit. Und wenn man nun bedenkt, dass ca. 100 Milliarden Neuronen unserer Großhirnrinde über jeweils ca. 50.000 Verbindungen miteinander sprechen, dass die-

² Spitzer, M. (2012). „Gehirnforschung für die Schule“ (9.2.2012) <https://youtu.be/R1eOd4mNUEQ>

³ Spitzer, M. (2013). *Lernen – Die Entdeckung des Selbstverständlichen* [zur „Metakognitiven Kernkompetenz“] <https://www.youtube.com/watch?v=CujLrwHbYtY&t=4057s>

¹ https://www.sportwiss.uni-hannover.de/alfred_ffenberg.html

ser Informationsaustausch oft nur wenige Millisekunden dauert und sich die miteinander in Kontakt befindlichen Synapsen in Bruchteilen von Sekunden verändern, dann kann man sich vorstellen, dass diese Vorgänge für uns Menschen vielleicht nie erfassbar werden – selbst wenn es gelänge, an jeder einzelnen der $50.000 \times 100.000.000.000$ Überträgersynapsen eine winzige Elektrode anzubringen und einen gigantischen Computer mit der Datenflut zu füttern. Der Computer müsste dann noch die Veränderungen der Überträgereigenschaften an den Synapsen berechnen, das Wechselspiel zwischen Neuronen und umgebendem Stützgewebe, das Neuentstehen und Absterben von Verbindungen und Nervenzellen, die Einflüsse von Stoffwechsel, Tageszeit, Bewusstseinslage und, und, und.“

„Nur am Rande sei bemerkt, dass die Disziplin der Pädagogik durch ihr Erfahrungswissen der Hirnforschung in der Regel weit voraus ist“ (S. 171).

Dieses Buch sprüht von Begeisterung über das musikalische Wirkungspotenzial und setzt sich damit wohltuend ab von musikpsychologischen Werken, bei denen man den Eindruck hat, dass ihre Verfasser über etwas schreiben, das sie nie erlebt haben. Als ob sich Liebe mit dem Meterstab verstehen ließe.⁴

Dieses Buch gehört zur unabdingbaren Pflichtlektüre von Musiktherapeuten und ist gleichermaßen bedeutsam für die Tanztherapie, die ohne Musikverständnis kaum echte Therapiefortschritte erreichen kann. In seinen Radiosendungen und im Internet abrufbaren Vorträgen betont Eckart Altenmüller seit Jahren mit Nachdruck die Wichtigkeit von Tanz.

Karl Hörmann, Münster

⁴ Damasio, A. (2017). *Im Anfang war das Gefühl. Der biologische Ursprung der menschlichen Kultur*. München: Siedler.